

kunft der Panik (1.2) und zeigen, dass auch ein Herakles mitunter taktisch vorgehen musste. Es folgen Beispiele aus dem Griechenland des 7. bis 5. Jh.; herausragend hier mit Solon, Pittakos und Bias von Priene drei feste Mitglieder der Sieben Weisen, der legendäre Gesetzgeber Lykurg und der (spätere) Tyrann Peisistratos, Prominente der Perserkriege und des Peloponnesischen, die Kriegsautoren Tyrtaios und Xenophon. Buch 2 stellt Sparta (Agesilaos) und Theben (Epameinondas), Buch 3 Athen nach dem Peloponnesischen Krieg (wendig Iphikrates 3.9, schillernd Chabrias 3.11) zusammen, aus welchem folgerichtig mit dem 4. Buch die Makedonen auf den Plan treten, dynastisch gruppiert (Diadochen) um die zentralen Figuren Philipp II. und Alexander – wir erfahren zu Beginn (4.2, 6), wie man Gehaltsforderungen aussitzt, nein: ausplanscht (alternativ: 6.1, 2f.), und am Ende führt Perseus (4.21) vor, wie man Pferde an Elefanten gewöhnt. Buch 5 behandelt Machtkämpfe seit dem 6. Jh. (Phalaris) auf und um Sizilien (Karthager) und Seegefechte im östlichen Mittelmeerraum. Das sechste Buch rundet die Griechen ab (6.13-25 behandeln Stämme) und führt buchübergreifend die Reihe der Karthager (6.16; die Barkiden im verlorenen Teil) fort, Buch 7 bietet Meder, Ägypter, Perser sowie ‚Barbaren‘ (7.42ff. Stämme) in West und Ost, und erst mit dem Eingangsdrittel von Buch acht erscheinen die Römer, von der Gründerzeit in loser Folge bis zu Caesars diversen Schachzügen (8.23) und Augustus.

Der Umfang der einzelnen Kriegslisten, von taktischem Kniff bis hin zu breiter angelegter Strategie(nfolge), variiert naturgemäß in allen Büchern erheblich, e. g. die in Teilen geradezu demagogischen Kunstgriffe Alexanders d. Gr. (4.3) gegenüber einem Einzeltrick seines Generals Parmenion (4.5) nach Issos, oder

Scipios Menschenführung (8.16) im Vergleich zu Catos Einmal-Passepartout (8.17) in Iberien. In der *praefatio* zu Buch 6 kündigt Polyainos zu gegebenem Zeitpunkt eine ausführliche Niederschrift der militärischen Großtaten seiner Adressaten an.

Die (wo nötig) klärende und genaue Übersetzung bleibt weithin am Sprachduktus des Originals (Periodenbau) orientiert, zeigt sich zugleich aber stets der Verständlichkeit in der Zielsprache verpflichtet und flüssig lesbar (kleinere Auslassungen I pr. 2; 4.21, 1). Ausgesprochen hilfreich sind die vielerorts eingefügten Sacherläuterungen und entlasten einmal mehr eine durchaus vergnügliche Lektüre. In einer Serie (8.26ff.; auch 7.45ff.) von Frauen – brillant 8.42: ... ist Gold wirklich Alles? – bricht der erhaltene Text der *Stratēgiká* mit den Lakone-rinnen ab ...

Literaturhinweise (S. 711-716) verzeichnen nicht nur Primär- und Sekundärliteratur zu Polyainos, sondern auch Textausgaben und Übersetzungen zu Parallelautoren. Das Namenregister könnte durch eine zeitliche wie städtische Zuordnung der Listenreichen (zumal derjenigen aus der ‚zweiten oder dritten Reihe‘) noch gewinnen; denkbar vielleicht ein ‚nach Sachgruppen‘ geordneter Index der taktischen Kunstgewerke für eine kommende Wiederauflage dieser kompakten und gehaltvollen Edition.

MICHAEL P. SCHMUDE

Josefine Kitzbichler/Ulrike C.A. Stephan (Hrsg.), *Studien zur Praxis der Übersetzung antiker Literatur. Geschichte – Analysen – Kritik. De Gruyter: Berlin 2016. EUR 79,95 (ISBN 978-3-11-042649-6).*

Das Übersetzen nimmt im Lateinunterricht in der Schule (und natürlich auch in der Ausbildung der Studentinnen und Studenten der

Alten Sprachen an der Universität) traditionell einen breiten Raum ein. Die Fachdidaktik für die klassischen Sprachen Latein und Griechisch hat zwar zahlreiche Texterschließungs- und Übersetzungsmethoden entwickelt, eine zeitgemäße Theorie des Übersetzens blieb indes stets ein Desiderat. So betonen Wolfgang Rösler und Ulrich Schmitzer, die das Vorwort des zu besprechenden Buches verfasst haben, dass bereits um 1800 Johann Heinrich Voß, Friedrich Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt „die Konzeption eines die spezifischen Eigenschaften des Originals erschließenden Übersetzens einst gerade in Deutschland entwickelt, erprobt und theoretisch ausgearbeitet“ haben (Vorwort V), eine Konzeption, die später (im 20. Jh.) von Wolfgang Schadewaldt weiterentwickelt wurde. Dabei stand im Focus, dass beim Übersetzungsvorgang antiker Texte ins Deutsche eine große Distanz von Zeit und Kultur zu überwinden war. Durch dieses Faktum kristallisierte sich die Übersetzung antiker Literatur als etwas Besonderes im Vergleich zur Übersetzung von Texten lebender Sprachen heraus. Zudem weisen Rösler und Schmitzer darauf hin, dass in der heutigen Zeit selbst in zahlreichen Wissenschaftsbereichen auf den Blick in antike Originaltexte verzichtet, sondern vielmehr mit Übersetzungen gearbeitet wird, die dann sogar „Objekte von Interpretation und Auswertung“ werden (Vorwort V).

Rösler und Schmitzer berichten im Vorwort auch über die verschiedenen Förderperioden des Sonderforschungsbereichs „Transformationen der Antike“ des Instituts für Klassische Philologie der Humboldt-Universität Berlin; aufgrund der erzielten Ergebnisse im Rahmen des Sonderforschungsbereichs und in Auseinandersetzung mit den Resultaten von angrenzenden Disziplinen kann aktuell folgendes

festgestellt werden: „Übersetzung bezieht sich (...) nicht einfach re-konstruierend, interpretierend, ergänzend oder modifizierend auf einen als fraglos gegeben angesetzten antiken Sachverhalt, sondern erschafft einen neuen Gegenstand in der Zielsprache, dessen Struktur und Semantik mit dem antiken zwar in (möglichst) enger Korrelation stehen sollte, der aber doch Eigenständigkeit besitzt und in Konkurrenz um Aufmerksamkeit und Geltung mit der sprachlich-literarischen Produktion der Zielkultur steht“ (Vorwort VII). Unter diesen Prämissen ist die Konzeption des o.g. Werkes zu verstehen. Die Reihenfolge der im Band publizierten Beiträge ist nicht willkürlich, sondern orientiert sich an der chronologischen Entstehung der Texte bzw. den Lebensdaten der Autoren.

Zunächst möchte ich Autoren und Titel der Beiträge anführen und dann auf einige wenige Punkte näher eingehen. Den Auftakt bildet ein Aufsatz von W. Rösler zu einem griechischen Dichter; zugleich wird damit ein Problem angesprochen, das häufig in der griechischen Literatur zu finden ist, dass nämlich ein Text nur fragmentarisch überliefert ist. W. Rösler, Alkaios Fr. 129 und Sappho Fr. 94 Voigt: Wie übersetzt man Gedichtfragmente? (1-62); zwei weiteren klassischen griechischen Autoren ist folgender Beitrag gewidmet: J. M. Thesz, Prosastile und Übersetzungsstrategien: Zur Geschichte und zum Verhältnis deutscher Thukydides- und Herodot-Übersetzungen (63-88); mit dem wohl bedeutendsten römischen Prosaautor befasst sich N. Mindt: „Haben wir Deutsche Ciceroenen?“ Zur Rolle von Übersetzungen der Reden Ciceros für die deutsche Rhetorik (89-111); den wohl wichtigsten Dichter im Schulunterricht in Deutschland stellt U. Schmitzer in einem sehr umfangreichen Aufsatz in den Mittelpunkt seiner Überlegungen: U. Schmitzer, Ovids Ver-

wandlungen verteutscht. Übersetzungen der Metamorphosen seit dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts (113-245); auch das zentrale Werk von Petron findet Aufnahme in dem Band, A. Renz, Die Freigelassenengespräche der Cena Trimalchionis. Deutschsprachige Petron-Übersetzungen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (247-275); der folgende Beitrag stammt von U. C. A. Stephan, die leider im Juli 2018 verstorben ist: Deutsche Übersetzungen der Metamorphosen des Apuleius seit 1780 (277-360); zum Schluss folgt ein Beitrag, der nicht einen antiken Autor in den Vordergrund stellt, sondern lesenswerte Gedanken zu einem Instrumentarium bietet, das helfen könnte antike Texte zu untersuchen, Th. Poiss / J. Kitzbichler / E. Fantino, Reflexionen über ein mögliches Instrumentarium zur Analyse von Übersetzungen griechischer und lateinischer Texte (361-401). Jedem Aufsatz ist ein Abstract angefügt. Am Ende des Buches findet der Nutzer ein Register (Personen- und Sachregister, 403-412).

Einem zentralen Autor der lateinischen Prosa hat N. Mindt ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt, nämlich Cicero. Vor allem analysiert sie die Übersetzungen der Reden Ciceros ins Deutsche. Dabei verfolgt sie das Ziel herauszufinden, „inwieweit spezifisch rhetorische Charakteristika dieser antiken Gattung bei der Diskussion um Cicero-Reden und deren Transformation ins Deutsche berücksichtigt und wie sie umgesetzt wurden“ (89). Mindt prüft in drei Schritten die Rolle von Übersetzungen der Reden Ciceros für die Rhetorik im deutschen Sprachraum. Vor allem steht die Rede *in Pisonem* im Focus, weil nach Auffassung der Autorin daran besonders die Übersetzungsgeschichte römischer Reden ins Deutsche aufgearbeitet werden kann.

Bisher existiert eine Geschichte der Übersetzungen von Ovids Metamorphosen nicht einmal ansatzweise. Dies betont U. Schmitzer am Anfang seiner Ausführungen (113), um im Folgenden einen entscheidenden Beitrag zur Beseitigung dieses Forschungsdesiderats zu leisten. Schmitzer führt aus, dass die Analyse der Übersetzungen von Ovids Metamorphosen ins Deutsche ein „Testfall für die Tragfähigkeit des Transformationskonzepts“ sei (114). Einerseits wurden griechische Mythologeme ins Lateinische übertragen, andererseits wurde die Dichtung Ovids in späteren Epochen von fast allen europäischen Literaturen aufgegriffen und in die jeweilige Sprache übersetzt. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass die Metamorphosen Ovids zu den wenigen lateinischen Texten gehören, die ins Griechische übersetzt wurden. Schmitzer erkennt deutlich voneinander abzugrenzende Phasen, in denen die genannten Texte Ovids ins Deutsche übersetzt wurden. Natürlich war es nicht möglich, alle vorliegenden Übersetzungen zu analysieren, aber Schmitzer hat Schwerpunkte bei der Auswahl der Übersetzungen gesetzt, um auf diese Weise ein klares Gesamtbild erstellen zu können.

Dem Verfasser gelingt überzeugend der Nachweis, dass weder Michael von Albrechts Übersetzung (1989) die erste deutsche Prosafassung ist (116) noch dass August von Rode die erste Prosaübersetzung (1791) vorgelegt hat. Der Beitrag liefert zahlreiche Beispiele dafür, dass die Vertreter der Klassischen Philologie mikroskopisch an den antiken Texten arbeiten. Besonders wird dies in den Passagen deutlich, in denen Schmitzer das Prooemium der Metamorphosen und zwei mythologische Erzählungen (Pyramus und Thisbe/121ff. und Pymalion/124ff.) exemplarisch auf seine Themenstellung hin behandelt. Er spannt den Bogen vom Mittelalter (Albrecht

von Halberstadt (ca. 1180-1251) (127ff.) bis in die aktuelle Zeit (Gerhard Fink) (221ff.). Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis mit Hinweisen auf Editionen, Kommentaren, Übersetzungen und weitere Sekundärliteratur lassen eine intensive Beschäftigung mit dem Thema zu. Der Leser vermag dem Beitrag zahlreiche Erkenntnisse entnehmen, die auch für die Arbeit in der Schule gewinnbringend sein können.

Der letzte Beitrag des Buches stammt von drei Forschern; darin geht es um ein Instrumentarium, das der Analyse zur Übersetzung griechischer und lateinischer Texte dienen soll. Auch wenn der Aufsatz am Ende des Bandes zu finden ist, könnte es hilfreich sein, diese eher theoretischen Überlegungen zuerst zu lesen und dann die anderen Beiträge zu studieren, die sich antiken Autoren widmen.

Eingangs betonen die Verfasser mit voller Berechtigung, dass bisher kein allgemein akzeptiertes Instrumentarium für die Beurteilung von Übersetzung antiker Sprachen existiert. Dies führt in der Regel auch bei Rezensionen dazu, Wertungen vorzunehmen, die nicht auf einer argumentativen Grundlage beruhen. Es geht auch nicht darum, eine Sammlung vermeintlicher Übersetzungsfehler zu erstellen. Dazu haben Poiss, Kitzbichler und Fantino ein extremes Beispiel geliefert (361, Anm. 2). Obwohl es mehrere Theorieangebote im Rahmen der Übersetzungsliteratur gibt, vermissen die Autoren eine allseits anerkannte und anwendbare Theorie, die sich auch für die Analyse von Übersetzungen antiker Texte eignet. Sie verweisen auf M. Fuhrmann, der sich als einziger deutscher Forscher und Übersetzer auf eine Theorie gestützt hat: die Skopos-Theorie. Diese Theorie wird dann informativ vorgestellt. Letztendlich kommen die Verfasser des Beitrags aber zu der Erkenntnis, dass auch diese

Theorie nur eingeschränkt zur „Beschreibung der betroffenen Sachverhalte und zum Aufspannen eines Rahmens geeignet ist, innerhalb dessen Übersetzungen und Übersetzungskonzepte analysiert und miteinander verglichen werden können“ (362). Im weiteren Verlauf stellen die Autoren Ergebnisse vor, die nicht von einer Forschungsrichtung erzielt wurden, die „prospektiv-präskriptiv ausgerichtet ist, sondern retrospektiv-deskriptiv und interpretierend verfährt“ (363). Poiss, Kitzbichler und Fantino gehen auch auf Vorschläge von H. Gerzymisch-Arbogast ein, die 1994 ein Modell vorgelegt hat. (Übersetzungswissenschaftliches Propädeutikum. Tübingen/Basel 1994). Da dieses Modell aber – wie die Autorin selbst zugibt – sehr aufwendig ist und die drei Autoren weitere Probleme erkennen, kann auch dieses Modell nicht das Desiderat füllen (365). Im folgenden Abschnitt gehen die genannten Autoren auf die drei Maximen W. Schadewaldts (366ff.) ein, analysieren textlinguistische Kriterien (369ff.), prüfen die Textualität und den kommunikativen Kontext in der Übersetzungsanalyse (371ff.), untersuchen Fragen der Normativität im Rahmen der Übersetzungsanalyse (379ff.), um auf der Grundlage der durchgesehenen Modelle einen Kriterienkatalog zu erstellen (381-384). Allerdings müssen die Autoren ernüchternd feststellen, dass „es eine einheitliche, auf alle Texte und deren Übersetzungen anwendbare Theorie und Analysemethode nicht geben kann, weil die Komplexität des Übersetzungsvorganges entweder eine verfälschende Reduktion der notwendigen Gesichtspunkte erfordert oder die Analyse bei jeglichem Text von mehr als minimaler Länge an der Datenfülle erstickt“ (396). Gleichwohl zeigen sich die Autoren davon überzeugt, dass sie einen Rahmen gesteckt haben, auf dem eine Wei-

terarbeit sinnvoll ist. Selbst wenn es gelingt, ein angemessenes und praktikables Modell zu entwerfen, ist es die Aufgabe der Fachdidaktik, dann Vorschläge für die Umsetzung im schulischen Bereich vorzunehmen; eine einfache Übertragung von der Analyse der Übersetzungen literarischer Texte auf solche Übersetzungen, die von Schülerinnen und Schülern vorgelegt werden, ist nicht möglich.

Die Autoren des vorliegenden Bandes liefern zahlreiche Aspekte zur Praxis der Übersetzung antiker griechischer und lateinischer Texte ins Deutsche. Man darf hoffen, dass der Sonderforschungsbereich der Humboldt-Universität in Berlin weitere Fördermittel erhält, um auch in Zukunft tragfähige Resultate vorlegen zu können.

DIETMAR SCHMITZ

*Henning Horstmann, Der Konjunktiv im Lateinunterricht. Wege einer sprachbildenden Einführung, Wiederholung und Vertiefung mit Materialien auf CD, [didaxis hrsg. von Peter Kuhlmann und Meike Rühl], Bamberg 2018 (C.C. Buchner), 48 S. plus CD-Rom, 22,90 Eur., (ISBN 978-3-7661-7616-5).*

Dass der Konjunktiv nicht nur in der Fachdidaktik, sondern vor allem in der schulischen Praxis als schwieriges Kapitel des Lateinunterrichts wahrgenommen wird, belegt neben dem anzuzeigenden Werk beispielsweise auch das neue Lektüreheft über die Vulgata. Sein Autor, St. Beck, widmet ihm an zentraler Stelle, beim Schöpfungsbericht, wiederholende Aufgaben.

Dabei steht die Funktion der jeweiligen Prädikate innerhalb des Textes im Vordergrund – eine Herangehensweise, zu der sich auch Horstmann (H.) bekennt: „So wird ... ermöglicht, dass die SuS den Konjunktiv ... nicht rein grammatisch ... erlernen, sondern ihn funktional als Ausdruck

einer kontextabhängigen, typisch menschlichen „Denkmöglichkeit“ begreifen.“ (42) „... ,so dass die Lernenden als Erstes für die textsemantische Funktion ... sensibilisiert werden.“ (43) Oder auf die griffige Formel gebracht: „Funktion vor Form“ (44), so auch im Vorschlag für ein Tafelbild auf der CD-Rom.

Gleichwohl hält H. nach dem Eindruck des Rez. sein sinnvolles Konzept nicht immer schlüssig durch, wenn er beispielsweise unter „I. Einführung: Der Konjunktiv und Latein, 4. Das lateinische Konzept des Konjunktivs“ oder unter „II. Kompetenzraster: Der lateinische Konjunktiv“ und in den Arbeitsblättern 1 bis 5, 7 und 9 die Funktionen den grammatischen Formen unterordnet: „Die vielfältigen semantischen Funktionen dieses Modus lassen sich nur umreißen“ (15). Diese Methode hat natürlich den Vorteil, zusammen mit Wunsch, Aufforderung, Nichtwirklichkeit usw. auch seinen bloß unterordnenden Charakter vorstellen zu können. Zu fragen wäre aber in diesem Zusammenhang, ob das subjunktive Element des Konjunktivs nicht als eigenständige Funktion im Unterricht einführbar ist (wie es der Rez. immer versucht hat, inspiriert auch von Touratiers Grammatik [Chr. Touratier, Lateinische Grammatik. Linguistische Einführung in die lateinische Sprache, Darmstadt 2013, §§ 308-319, 551 und 564]), und auf diese Weise ein strenges Vorgehen nach Funktionen im Sinne des oben zitierten „Funktion vor Form“ umsetzbar bleibt. Mit Recht weist H. nämlich selbst darauf hin, dass „Texte verstärkt auch als solche wahrgenommen werden“ sollten (22), also der Blick der SuS weniger auf grammatische Formen als auf ihre Aussageabsicht gerichtet wird. „Konkret sollte die Ausgangs- oder Sprechsituation ... so angelegt sein, dass sich einzelne oder mehrere Konjunktivfunktionen geradezu aufdrängen“